

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

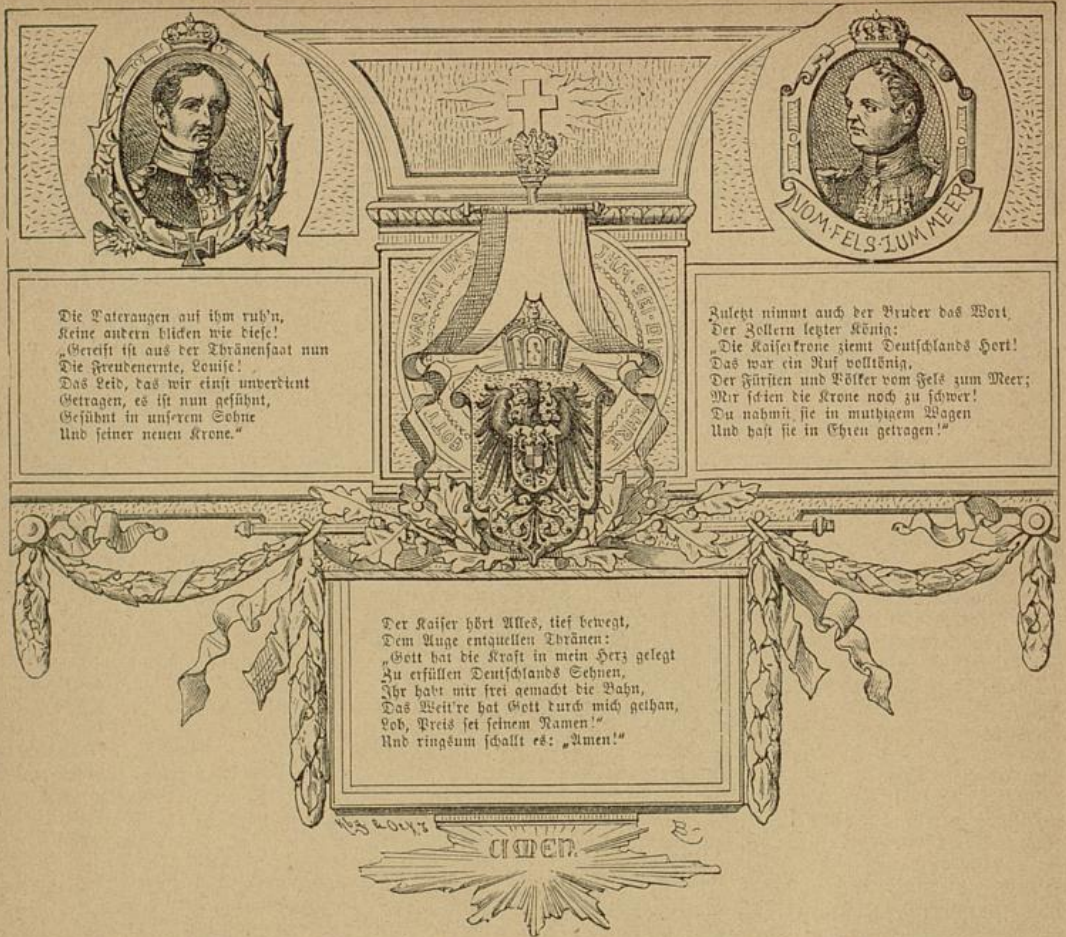
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der alte Postillon. Dorfgeschichte [3 Bilder; Flinzer, Feodor]

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Die Vaterangen auf ihm ruh'n,
Keine andern bilden wie diese!
Gerecht ist aus der Thränenfaat nun
Die Freudenemte, Louise!
Das Leid, das wir einst unbedient
Getragen, es ist nun geföhnt,
Geföhnt in unserm Sohne
Und seiner neuen Krone."

Zulezt nimmt auch der Bruder das Wort,
Der Jollern lester König:
„Die Kaiserkrone ziemt Deutschlands Hert!
Das war ein Ruf volltönig,
Der fürten und Völker vom Fels zum Meer;
Wer seten die Krone noch zu schwer!
Du nahmst sie in muthigen Wagen
Und hast sie in Ehren getragen!"

Der Kaiser hört Alles, tief bewegt,
Dem Auge entquellen Thränen:
„Gott hat die Kraft in mein Herz gelegt
Zu erfüllen Deutschlands Sehnen,
Ihr habt mir frei gemacht die Bahn,
Das Weit're hat Gott durch mich gethan,
Lob, Preis set seinem Namen!"
Und ringsum schallt es: „Amen!"

Der Dichter Herr Dr. Wilhelm Heßmeister wird dem Hinkakku die kleine Aenderung an den beiden letzten Strophen gewiß verzeihen



Der
alte Postillon.
Eine
Vorgeschichte.

er kennt nicht auch Ge-
schichten aus dem Post-
wagen?! — Gewiß ein
Feder, der jene schöne Zeit mitgemacht, da noch der
gemüthliche „Schwager“ mit dem stereotypen Pfeifen-
stummel im Munde uns durch die weite Welt führte.
— Da schaute der Pächter, von dem fremden Orte,
in aller Ruhe sich die Getreidfelder der Gegend an
und bewunderte den reichen Wuchs der Obstbäume
an der Landstraße; der Stadtherr in der andern Ecke
war entzückt von dem herrlichen Anblick der freien
Natur und lauschte, während der Postwagen langsam

weiterrumpelte, dem Amselruf, dem Finkenlied und dem
einförmigen Getöse der Grille am Wege. Und stand
gerade am Wege ein gelegenes Wirthshaus, so wurde
eine Viertelstunde Halt gemacht und der Pächter, Student,
Bankier und Postillon tranken zusammen einen Schoppen
und erzählten sich allerlei. — Das Alles ist heute vorbei.
In Deinem bequemen „Coupé“ legst Du heute in rasender
Geschwindigkeit die weitesten Strecken zurück und wenn
auch das Reisen, wie Alles in unserem Leben, nicht
ohne Poesie ist, so bleibt doch gerade in dieser Beziehung
die heutige Art gegen die frühere bedeutend zurück.
Das leuchtende Maschinenroß läßt Berg und Thal an
Deinem Auge vorüberfliegen — Du hörst nicht den Ge-
sang des Vogels und siehst nicht den stummen Gruß,
den Dir die schöne Natur bringen will. — Ich denke mit
Entzücken an jene schöne Zeit zurück und es fällt mir da
gerade eine Geschichte ein, die ich auf einer solchen Reise
gehört, und die ich dem Leser nicht vorenthalten will. —
Ich fuhr von N. nach Z., und hatte mich, da es
herrliches Wetter war und ich noch nie in dieser Gegend
gewesen, auf den Vork neben den Postillon gesetzt.
Wir fuhren auf einer Hochebene, und man sah in weiter
Ferne Dörfchen an Dörfchen liegen, dazwischen schlängel-
ten sich kleine Bäche, die sich in der Ebene unten mit

dem großen Flusse vereinigten. Vor uns stiegen die zackigen Berge in die Luft, und ihre bewaldeten Köpfe schauten freundlich auf die Gegend. Wald und Feld hatten jene herbliche Färbung angenommen, die einen so eigenen, wehmüthigen Klang in uns wachrufen und die kalten Blätter der Bäume, die unter unserm Fuße rascheln, haben eine eigenthümliche Melodie.

Mein Postillon saß schweigend auf seinem Sisse, und indem er die Zügel seiner schon etwas bejahrten Braunen gehen ließ, schaute er träumend dem Rauche seiner kurzen Pfeife nach. „Wie lange fahren Sie schon auf dieser Strecke, Schwager?“ — begann ich zu sprechen.

„An die fünfzehn Jahre, Herr.“ —

„So waren Sie wohl früher wo anders Postillon?“

„Nein! — Ich habe mich lange im Auslande herumgetrieben und dann die Stelle hier angenommen.“

„Da haben Sie sich in Ihren alten Tagen aber einen schweren Dienst erwählt!“

„D.“ erwiderte mein Gefährte — „so schwer wie Sie denken, lieber Herr, ist der Dienst wohl nicht; das bißchen Eis und Schnee im Winter und die Stürme im Herbst sind halt noch alle Jahr gut vorbeigegangen und ein jedes Handwerk hat sein Plag.“ —

Bei diesen Worten ergriff er die Zügel wieder und hieb einmal auf seine Pferde, die aber durchaus keine Miene machten, als wollten sie dem Willen ihres Führers nachkommen. Der Schwager stieß den Tabak in seinem Stummel zusammen und dampfte frisch drauf los. Es war ein ziemlich bejahrter Mann, ich hielt ihn für einen hohen Fünfziger, sein Haar und Bart spielten schon ins Graue, doch hatte er in seinen Bewegungen noch etwas sehr Nüftiges. —

Wir fuhren stille weiter, einem Thale zu, das einen herrlichen Anblick bot. Links zog sich ein kleines Wäldchen hin, das unseren Weg beschattete. — Der Wald duftete, die Blumen glänzten und in der Ferne hörte man den melancholischen Ruf des Kuckucks. Es war so schön auf dem Wege, daß ich den Postillon bat anzuhalten, damit ich absteigen und mich ein wenig auf jene steinerne Bank am Waldesrande setzen könnte, da ich ihn ja, wenn er später den Berg hinauf im Schritte fahre, wieder einholen würde. — Der Alte schien davon nichts wissen zu wollen und indem er mich ernst und eigenthümlich anblickte, sagte er: „Thun Sie das nicht, lieber Herr! Folgen Sie mir, thun Sie's nicht!“ Ich schaute ihn überrascht an. „Sie sehen mich an,“ sagte er, „aber ich meine das gut, Sie sind noch blutig und ich weiß nicht, haben Sie einen Schatz oder kriegen Sie noch einen, auf jeden Fall bringt es Ihrer Liebe kein Glück und ist kein gutes Vorzeichen, wenn Sie auf einer Bank gesessen, wo —“ er schwieg und schüttelte geheimnißvoll mit dem Kopfe. —

„Nun, was ist's mit der Bank, Alter! Sie glauben doch wohl nicht an Gespenster?“ — „Das nicht,“ erwiderte er, „das wohl nicht, aber sehen Sie sich

ruhig wieder hin und ich will Ihnen eine Geschichte von der Bank da erzählen.“ —

„Sehen Sie,“ hub er an — „ich war auch einmal ein blutjunger Burisch, muntern Sinn's, ruhig bei der Arbeit, und — ich kann's wohl sagen, die Mädchen alle im Dorfe sahen mich gerne. Ich war dazumal bei dem Stephens-Bauer im Dienste — wenn Sie sich rückwärts biegen und scharf übers Feld dort rechts hinüberschauen, können Sie das Gehöft noch sehen. — Ich war also dort im Dienste und verrichtete meine Arbeit gewissenhafter und besser, als einer von den Knechten auf dem Hofe — ich that es gerne, weil ich, wenn ich auch noch so hart arbeitete, immer und immer an sie gedacht habe.“

Ja, es war ein prächtiges Mädel, des Stephens-Bauers Tochter, so schön und so lieb daß, wenn man sie angeschaut hat, es einem kalt und heiß überließ. Ich war ihr gut und sie mir auch. Ich war zwar nur ein armer Burisch, der nichts hatte als seinen guten Willen und ein braves Herz, aber der Gedanke an sie hielt mich aufrecht, wenn es auch oft nicht so glatt

gehen wollte. Am Sonntag-Nachmittag gingen Burische und Mädchen vors Dorf hinaus ins Kirchenswäldchen, und da mußte sie es immer so zu machen, daß wir zusammen kamen. Dann gingen wir in den Wald hinein und plauderten stets von ersten Dingen. Sie erzählte mir, wie sie an mich denke und ich glaubte ihr, denn wenn ich in ihre großen, guten Augen schaute, da war mir's immer, als stände ich in der Kirche und betete, und ich meinte, ich wäre ein viel besserer, sanfterer Mensch. —

Ihr Vater, der Stephens-Bauer wußte nichts von diesem Verhältnisse, es war ein harter, strenger Mann und es hätte wohl großen Streit gegeben, wenn er es erfahren hätte. Wir behielten daher unsere Lieb' für uns, nur sie und ich wußten darum und es war das

eine schöne Zeit. — Des Morgens in der Frühe, wenn wir Knechte und Mägde aufs Feld fuhren, war sie im Hofe und fütterte die Hühner und Gänse, und ging ich dann an ihr vorüber, so sagte sie: „Guten Morgen, Peter! Sei fleißig!“ Dabei schaute sie mich so gut an; und dann ging es hinaus aufs Feld zur Arbeit, und es wunderten sich die Andern dann manchmal, wenn ich am lautesten sang und die ausgelassensten Streiche machte. Doch das sollte bald anders werden, ganz anders!

Da war ein neuer Steuereintnehmer ins Dorf gekommen, ein noch junger Mann. Woher er stammte, wußte man nicht, er gab sich aber immer so, als sei er von vornehmer Geburt und das Dorf könne sich wunder was darauf einbilden, daß er sich zu den dummen Bauern aufs Land setze. Es wurde zwar erzählt, wie hart und herzlos er mit den armen Leuten umginge, aber trotzdem war er bei dem Stephens-Bauer hoch angeschrieben. Der Stephens-Bauer war ein eitler Mann und dünkte es sich zur Ehre, wenn er mit dem Steuereintnehmer Gesellschaft machen konnte, denn



G. Zschische.

Dann gingen wir in den Wald hinein und plauderten stets von ersten Dingen.

Der Letztere verkehrte mit dem Bürgermeister, dem Pfarrer und dem Schullehrer und ging er in die „Krone“, so sah er immer in „Herrenstübchen“. — Der Steuereintnehmer wußte auch den Herren die Zeit mit allerlei Spassigen zu vertreiben und samte alle möglichen Kartenpiele, dabei erzählte er von seinen Reisen und von seinen Eltern, die große Güter in Schlesien haben sollten. Der Steuereintnehmer ging oft zu dem Stephens-Bauer, und wenn er kam, wurde immer eine Flasche von dem „Alten“ heraufgeholt, den sonst der Bauer nur für seine Gesundheit trank. Da saßen sie oft zusammen und spielten bis spät in die Nacht. Der Steuereintnehmer hatte, wie ich das schon lange gemerkt, ein Auge auf die Bauerntochter geworfen, die ihm mit der großen Mitgift wohl gefallen mochte. Marie mochte ihn aber nicht leiden, und so oft er kam, ging sie aus der Stube; sie sagte mir, ihr thue es im Auge wehe, wenn sie ihn sehe, der sehe so hart und hinterlistig aus und sei so zudringlich gegen sie. Sie sagte mir einst: „Wenn mein Vater mit jenem Menschen und mir etwas vorhätte, ich wüßte nicht, was ich thäte, ich glaube ich ginge ins Wasser.“ — „Marie,“ antwortete ich — „Du weißt, daß ich keiner von denen bin, die lange sackeln, wenn es gilt. Du liebst mich und ich kann nicht leben ohne Dich. Marie, ich gehe morgen zu Deinem Vater und halte um Dich an.“

„Thue das,“ erwiderte sie, „aber ich habe Angst, es geht nicht gut, Du kennst meinen Vater und ich hatte verfloßene Nacht einen so bösen Traum. Mir träumte ich sei drunten in den Mühlbach gefallen, und da war der Steuereintnehmer wie ein großer Fisch aus dem Wasser getaucht und hätte mich auf seinen Flossen immer weiter geschleppt und ich hätte laut nach Dir gerufen: Peter! Peter! Du seist aber nicht dagewesen.“

„Sei ruhig, Marie,“ sprach ich — „es wird noch alles gut werden.“ — Mir kam den ganzen Tag und auch die Nacht der Traum nicht aus dem Sinne, bis ich am anderen Morgen vor der Stubenthüre stand, wo der Stephens-Bauer frühstückte.

Ich kann's nicht sagen, wie mir da zu Muth war; ich sah und hörte nichts und ich glaubte, es stäke mir etwas in der Kehle, wie wenn ich ersticken müßte. — Dann stand ich vor dem Stephens-Bauer und hatte meine Bitte vorgebracht, und ihm vorgestellt, daß ich Marie wohl ernähren könne und wie wir beide uns so gerne hätten. — Da war der Bauer wie aus dem Häuschen, er schalt und tobte, hieß mich einen dahergelaufenen Lumpen, und als ich auf dem Hofe wieder zu mir kam, hieß es, ich wäre wohl schneller als gewöhnlich zur Treppe herunter gekommen und der Bauer habe mit der Marie einen furchtbaren Standal gehabt, sie sei mit rothgeweinten Augen auf ihre Stube gegangen.

„Ist der Lump noch da!“ herrschte mich plötzlich eine Stimme an. „Willst Du machen, daß Du vom Hofe kommst, sonst laß' ich den Hund auf Dich los. Sofort packt Du Dich!“ — Ich drehte mich um, sah dem Stephens-Bauer noch einmal fest ins Gesicht und ging mit meinem Bündel zum Thore hinaus.

Als ich an dem oberen Brücklein, wo das Dorf aufhörte, noch einmal nach dem Hofe zurückjah, war es mir, als flattere von dem Dachfenster etwas Weißes, es kam eine ungeheure Wehmuth über mich und ich setzte laut schluchzend meinen Weg fort. — Ich ging zu meinem alten Freunde, dem Schwarz Müller Barthel, der vor dem Dorfe wohnte, und ich suchte meine Thränen zu unterdrücken, indem ich dachte, es könnte ja auch eine Taube gewesen sein, die am Dachfenster geflattert hatte. — „Das war ein harter, harter Tag, lieber

Herr — sagte der Alte mit unterdrückter Stimme — „man sollt' es nicht meinen, daß der Mensch das Alles aushalten kann — und doch hält er's aus.“ —

Wir waren in eine Thalschlucht eingefahren und es dämmerte bereits stark, die Luft ging kühl und die Pferde liefen rascher, denn sie besielten sich, ihrem nun nicht mehr fernem Stalle nahe zu kommen. Ich bat den Postillon, der wieder träumend vor sich hinsah, doch weiter zu erzählen, denn schon auf der nächsten Station müßte ich aussteigen. „Ach, es freut mich so,“ sagte er — „daß Sie Theil daran nehmen und es thut den alten Herzen wohl, sich wieder einmal einem Menschen eröffnen zu können. — Ja, einmal mußte ich sie noch sehen, ich hatte in den schlaflosen Nächten, die ich bei dem Barthel zugebracht, einen Plan erdacht, der unsere Zukunft retten konnte. — Am nächsten Sonntag wartete ich am Wäldchen, wohin ich sie durch meinen Freund heimlich bestellt hatte. — Sie kam. — Bei ihrem Anblicke konnte ich einen halblauten Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken, denn ihr Aussehen zeigte es, wie furchtbar sie litt. — Schweigend setzte sie sich mir zur Seite, und als ich, vom tiefsten Weh durchdrungen, ihre Hand faßte und sagte: „Meine gute, gute Marie,“ da löste sich ihr verhaltener Schmerz, sie umschlang mich mit ihren Armen und weinte laut. — Dazu war es so sonntäglich stille im Walde, nur ganz verstohlen kflüsterten die Blätter um uns, nur hie und da der vereinzelt Ruf eines Vogels, sonst Stille, tiefe Stille.“

„Es ist noch nicht Alles vorbei, Marie,“ — sprach ich zu ihr, „Dein Vater war zwar hart gegen mich, aber ich will mich durch Niemand von Dir vertreiben lassen. Ich gehe heute fort, ja gleich, wenn ich Abschied von Dir genommen, und ich will Dich mir verdienen. Bleib' mir treu, Marie, in kurzer Zeit bin ich wieder da und freie um Dich, aber nicht als Knecht, sondern als Großbauer. Ich gehe nach Destrreich, dort hat eine alte Base von mir ein großes Bauerngut, das sie durch Fremde verwalten läßt. — Sie schrieb mir schon oft, ich solle hinkommen, um die Leitung zu übernehmen; weiß sie doch ihr Gut lieber in eigenen als in fremden Händen; sie hat mir auch Hoffnung gemacht, daß der Hof, wenn ich ihn gut bestelle, später einmal mein eigen würde, denn Kinder besitzt sie keine. — Schon längst wäre ich dort, aber ich mochte nicht von Dir gehen. — Jetzt muß ich schon. — Ach Gott, daß das Alles so kommen mußte.“ — Dabei sprach sie kein Wort, sie hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt und nickte mit dem Kopfe.

„O, Marie, sei stark und treu, ich komme wieder, bald wieder und dann bist Du mein!“

— „Ich will Dein sein, Peter,“ sagte sie — „nur Dein, und sollte es auch den größten Kampf kosten. Ich bleib' Dir ewig treu.“ — Wir waren aufgestanden, denn die Sonne war schon nahe am Sinken und Marie mußte zurückkehren, um zu Hause kein Aufsehen zu machen. Wir schritten Hand in Hand schweigend den Waldsaum entlang bis zu jener Steinbank, da zog sie mich hin und umarmte und küßte mich leidenschaftlich. „Peter,“ — kflüsterte sie — „mir ist's zu Muth, als müßte ich eben von Dir Abschied nehmen auf lange, lange Zeit.“ — Ich tröstete sie und bat sie, sich zu fassen: „Ich komme bald wieder und dann wollen wir glücklich sein. Da, nimm dies Kreuzchen, es ist von meiner Mutter und mein Bestes und Theuerstes, was ich habe, betrachte es oft und denke dabei an mich und wisse, daß ich Dein gedenke.“ — Sie nahm es und verbarg es an ihrer Brust. „Siehe,“

sprach sie, „Du gehst weg und ich stehe nun allein in der Welt. Meine Mutter ist todt, mein Vater ist ein harter Mann, Freunde habe ich keine im Dorfe, bei denen ich Trost finden könnte, aber die Liebe zu Dir wird mich aufrecht halten. — Und nun leb' wohl, mein guter, herrlicher Peter, leb' wohl!“

Sie schluchzte laut und küßte mir die Thränen ab, die mir von den Backen rollten, dann wandte sie sich, nahm ihre Hände vor das Gesicht und ging eilend davon. —

Ich stand noch lange auf dem Platze, wo sie mich verlassen hatte, lange, lange. Dann ergriff ich meinen Bündel und setzte mich noch einmal auf die Bank, wo sie gesessen und betete. — Stille wie in dem Walde war es auch in meinem Innern geworden, und ich schritt langsam auf der Landstraße dahin. Mir war's zu Muthe, wie damals, da ich als vierzehnjähriger Knabe von dem Kirchhofe heimging, wo sie meine Mutter begraben hatten. Da war auch Alles so stille und lautlos wie heute, nur das dürre Laub raschelte am Wege und dann und wann flog ein krächzender Rabe über das Feld dem Walde zu. —

Was jetzt weiter kommt, lieber Herr, ist schon oft dagewesen, aber wenn es auch begegnet ist, dem hat's das Herz gebrochen. — Zwei Jahre war ich in der Fremde. — Meine Vase, deren Gut ich verwaltet, hatte mir, der ich's wenig um sie verdient, den Hof vererbt. — Kaum war die Gute todt, so dachte ich zu Marie zurückzukehren.

An einem schönen Morgen ließ ich anspannen, zwei der besten Pferde mußten an die Chaise, denn der Stephens-Bauer sollte sehen, wie sich der „Lump“ von damals geändert hatte. Wir fuhren, was die Pferde laufen konnten, und jeden Meilenseiger schaute ich mit Vergnügen an, kam ich doch immer näher zu ihr, und als wir nun nach langer Fahrt in die Gegend des Dörfchens kamen, ließ ich halten, denn ich wollte zu Fuße gehen und ohne Aufsehen ins Dorf gelangen. — Von Ferne winkte mir das Wäldchen, und ich warf meinen Hut vor Freude hoch in die Luft; die Kirschbäume standen noch wie damals und fingen an zu blühen. Du hast Dir die rechte Zeit zum Freien gewählt, sagte ich zu mir selbst, im Frühling wo Alles knospt und grünt. — So war ich bis vors Dorf gekommen. Ich schaute in des Schwarzmüllers Fenster hinein, aber Niemand zeigte sich. — Nach dem Bauernhofe wollte ich nicht gleich gehen, sondern mich erst erkundigen, ob dort auch Alles gesund sei. — Als ich so nachsah, was ich wohl thun sollte, da kam eine junge Frau aus dem Dorfe, um auf das Feld zu gehen. Ich kannte sie nicht und das war mir recht, ich konnte sie dann doch aus Herzenslust ansprechen. „Grüß' Gott, gute Frau,“ redete ich sie an, „Ihr wollt wohl fleißig sein?“

„Ja, 's thut Noth,“ erwiderte sie, „draußen mähen wir schon das erste Gras. Ihr wollt wohl ins Dorf?“ —

„Ja, ich wollte zum Stephens-Bauer, um ein Geschäft mit ihm zu machen.“

„Zum Stephens-Bauer?“ — fragte erstaunt die Frau, „mit dem könnt Ihr wohl kein Geschäft mehr machen, denn der hat ausgehandelt und ausgeflucht.“

„Aber der Hof?“ — fragte ich ganz verwirrt, da ich nicht gleich nach Marie zu fragen wagte. —

„Der Hof ist verkauft worden, es hat ihn einer aus P. drüben. Ihr scheint wohl lange nicht hier gewesen zu sein, sonst müßtet Ihr die leidige Geschichte kennen?“

„Aber die Bauern-Tochter, wo ist denn die, wo ist Marie?“ — fragte ich angstvoll.

„Ach Gott!“ — sagte die Frau, „um die ist's ewig schade, die hat vor anderthalb Jahren den Steuereinnahmer geheiratet, das heißt“ — künfterte die Frau bedeutungsvoll — „sie hat ihn heiraten müssen, denn Marie soll sich furchtbar dagegen gewehrt haben, bis sie doch endlich mit dem armen Mädchen fertig wurden.“

„Aber was ist Euch? Ihr seht ja auf einmal so leichenbläß aus! Seid Ihr krank? Setzt Euch schnell dort auf die Bank, sonst stürzt Ihr zusammen. Wartet, ich hol' den Doktor!“

„Nein,“ — sprach ich mühsam, „nein, gute Frau, holet den Doktor nicht, er kann mir nicht helfen, es wird wohl bald vorbei sein, ja, vorbei wird es bald sein. Und erzählt mir weiter, liebe Frau, immer weiter!“

Die Frau sah mich sonderbar an und fuhr fort: „Ja, sie soll den Steuereinnahmer nicht gern geheiratet haben. Die Leute sagen, sie hätte am Altare ausgesehen als wenn sie zum Tode gehen sollte, mit rothgeweinnten Augen stand sie da und so blaß, so schrecklich blaß. — An der Hochzeit war kein Segen, bald darauf ist der Stephens-Bauer vom Schlag gerührt worden und nach vierzehn Tagen haben sie ihn begraben. — Der

Steuereinnahmer folgte der Leiche. Seine Frau saß an dem obern Fenster an dem Tage und schaute bleich und abgehärtet nach der Straße, die zum Wäldchen führt. — Der Steuereinnahmer ließ den Hof versteigern, denn, wie er sagte, verstünde er nichts von der Bauernarbeit und er könne das Geld besser verwenden. — Wozu er aber das Geld zu gebrauchen hatte, das stellte sich bald heraus. — Es war ein schlechter, schlechter Mann und Jeder im Dorfe ballt heute noch die Faust, wenn man von ihm spricht. Er theilte eines Abends seiner Frau mit, daß er nach der Residenz müsse, er habe dort ein wichtiges Geschäft und käme am folgenden Tage wieder. Er ging und am andern Tag kam er nicht nach Hause, auch am zweiten Tage nicht und als die arme Frau zufällig einmal an die eiserne Truhe kam, worin der Steuereinnahmer das Geld verwahrte, da stieß sie einen schrecklichen Schrei aus und sank ohnmächtig zusammen. Die Truhe stand auf und es war nichts mehr darin.

Der Steuereinnahmer kam nie mehr zurück. — Von der Zeit an lebte die Frau mit ihrem kleinen



„Du gehst weg und ich stehe nun allein in der Welt.“

Kinde, das sie nicht lange vor der Abreise ihres Mannes zur Welt gebracht, einsam und allein in einem kleinen Häuschen vor dem Dorfe. Das Geld, das sie sich aus früherer Zeit erspart hatte, reichte hin, um sich und ihr Kind zu erhalten. — Arbeiten konnte sie nicht, dazu war sie zu schwach geworden. Man sah' sie selten, denn sie lebte nur sich und ihrem Kinde, das ihre einzige Freude war. — Nur Sonntags sah' man die blasse Frau nach dem Wäldchen gehen, sie trug stets ein schwarzes Kleid und ihrem Kinde hatte sie an einem blauen Bande ein Kreuzchen umgebunden. — Sie konnte stundenlang auf dieser Bank sitzen und nur ihr Kind, wenn es mit ihr spielte, schaute sie schmerzlich lächelnd an.

So trieb sie es noch eine kurze Zeit, da läuteten eines Morgens die Glocken und es hieß, die Steuer-einnehmers-Frau sei gestorben; und so war es auch. — Kurz vor ihrem Tode ließ sie den Bürgermeister rufen und sagte ihm mit klaren Worten, sie sterbe jetzt und lasse das arme Würmchen allein zurück. — Er möge für es sorgen — unter dem Kissen, wo sie ruhe, befände sich noch eine kleine Summe Geldes. — Wenn einmal Jemand kommen sollte, der nach ihr frage, so möge man ihm zeigen, wo sie ruhe und ihm sagen, auf der Erde hätten sie nicht zusammen sein können, aber im Himmel einst, doch sei sie auch auf Erden ihm in ihrem Herzen treu geblieben. Dann hat sie ihr Kind noch einmal umarmt, küßte das Kreuzlein, welches die Kleine trug und entschlief stille. — Sie ist begraben worden und viele, viele Leute sind mit hinaus auf ihre Ruhestätte gegangen, denn sie war eine brave, unglückliche Frau.

„Ja, sie war eine brave, unglückliche Frau,“ wiederholte gerührt mein Postillon, und eine Thräne glänzte in seinem Auge. „Ich weiß nun nicht“ — fuhr er fort — „ob die Frau aus dem Dorfe noch mehr erzählte oder nicht; als ich wie aus einem tiefen Traume erwachte, war ich ganz allein und ich mußte an mir rütteln, um mich zu überzeugen, daß ich wache und daß das Alles, was ich eben gehört, kein Traum war. — Ja, ich wachte, o Gott, warum schlief ich nicht, schlief ich nicht auch wie sie den langen Schlaf, mit dem Alles, Alles vorbei ist! — Ich erhob mich von der Bank und mußte mich wieder setzen, mir war es zum Sterben schwach, meine Kniee wankten und meine Augen brannten wie Feuer. Ja, hier wollte ich sitzen bleiben, auf dieser Bank, wo sie mich beim Abschiede geküßt, wo sie dann mit ihrem Kinde geseßen und an mich gedacht. Und jetzt fielen mir plötzlich ihre Worte ein: „Wenn einst Jemand kommen sollte, der nach mir fragt, so zeigt ihm mein Grab.“ —

„D nein, ich wollte Niemanden fragen, Niemanden. Ich würde es wohl schon selbst finden, das Plätzchen, wo mein Alles begraben liegt. Ja, mein Alles, denn mit ihr hatte ich Alles verloren, meine Liebe, mein Glück.“

Da stand ich auf von der Bank, küßte sie und weinte. — Ich ging nach ihrem Grabe. — Es war ein kleines, einfaches Kreuzlein darauf und keine Blume schmückte es. — Ich ging an die Friedhofsmauer, pflückte ein paar Grasblumen und warf sie auf das Grab. —

Als ich wieder zum Dorfe hinausging, war ich ein ganz Anderer geworden. In der Brust war es mir so leer, im Kopfe so müßig und was ich denken konnte, waren nur kurze, flüchtige Gedanken. — Als mich mein Kutscher heimfuhr, da lag ich in der Chaise und dachte an den lustigen Morgen, an die Bank und an das Grab. —

Ich war in wenigen Wochen um viele Jahre gealtert. Ich wollte wegziehen, weit hinweg, ich verkaufte meinen Hof und trieb mich lange in der weiten Welt umher. — Vieles habe ich gesehen, lieber Herr, Vieles erlebt, doch es ist das Alles an mir vorbeigegangen, ohne

meinem Denken eine andere Richtung zu geben. Mein Leben war abgeschlossen seit der Zeit, da ich ihr Grab verlassen und ich lebe nur noch, um an sie denken zu können, und um für Etwas zu sorgen, was auch ihr einst so theuer war. — Ich merkte, daß, nachdem ich Jahre lang in der Welt draußen war, ich es wohl nicht mehr so lange mitmachen werde, da habe ich nun, wie ich Ihnen schon sagte, in Mariens Heimatsort den Postdienst übernommen. — Jeden Tag fahre ich zweimal an dem Wäldchen und an jener Bank vorbei und ich mag es nicht leiden, wenn sich ein Anderer darauf setzt.

Wenn ich dann vorüberfahre, so blase ich immer ein Stücklein, das einst sie so gerne gehört hat und ich denke mir, sie müßt' im Himmel droben noch eine Freude daran haben.“

So sprach der alte Postillon und er nickte stumm mit dem Kopfe, als wenn das Alles, was er eben erzählt, noch einmal an ihm vorüberzöge, er wandte dann sein Gesicht auf die andere Seite und schien sich angelegentlich mit der rechten Wagenlaterne zu beschäftigen. — Mößlich drehte er sich um und indem er mir die Hand schüttelte, sagte er im herzlichsten Tone: „Ich danke Ihnen, daß Sie einem alten Manne vergönnt haben, sein Herz auszuschütten; jetzt ist's mir wieder leichter zu Muth'. Ich habe Ihnen angemeßt, daß Sie mit mir geföhlt haben. — Sehen Sie, wir haben nur noch ein Stücklein zu fahren und Sie sind an Ort und Stelle.“

Wir fuhren schweigend weiter. Die Sonne war am Untergehen und bemalte mit goldigem Schimmer die Landschaft. Die Abendglocken läuteten im Thal und die Landleute gingen singend und plaudernd von der Arbeit heim. Ich war in Träumereien versunken und wurde erst wieder daraus erweckt, als der Postwagen rassend auf das Pflaster fuhr.

„So, jetzt steigen Sie ab, lieber Herr,“ sprach mein Postillon. „Behüt' Sie Gott und mög's Ihnen gut gehen, recht gut.“ Ich schüttelte ihm die Hand und verließ meinen Platz.

Noch lange schaute ich dem alten Gefellen nach, der mir noch einmal zuwinkend ein Lied auf seinem Horne blies.

Fünf Jahre später kam ich wieder zufällig nach N. und veräumte nicht, mich nach meinem Reisegefährten zu erkundigen. — Ich erfuhr, daß derselbe vor Kurzem gestorben sei und noch ein Jahr vor seinem Tode die Tochter jener armen, unglücklichen Frau, die er wie seinen Augapfel gehütet und die er mit väterlicher Liebe großgezogen, an den Sohn eines angeesehenen Gutsbesizers der Gegend glücklich verheiratet habe. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen habe er dem Mädchen vererbt, und sei selig in dessen Armen entschlafen. — Man zeigte mir auf meinen Wunsch sein Grab. Es war dies neben dem seiner geliebten Marie und beide Gräber waren mit einem einfachen Gitter umbegt. Da lagen sie nun und hatten Ruhe, heilige Ruhe vor dieser ruhelosen Welt.

Wieder wollte es Abend werden. — Die alte Kirchhofsmauer warf lange Schatten und die Sonne küßte noch, bevor sie hinter die Berge sank, die beiden kleinen Hügel unter denen zwei gebrochene, liebevolle Herzen ruhten. — Ein leiser Windhauch ging übers Feld und die Gräser auf den beiden Gräbern neigten sich zusammen und flüsterten verflohen von den Beiden da unten, und erzählten, wie sie sich, wenn auch auf Erden verloren, doch noch an einem schöneren, seligen Orte glücklich wiedergefunden.